

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 99.

Berlin, Sonnabend den 17. August

1844.

### Frankreich.

#### Kanäle und Eisenbahnen.

Von Edm. Zeisslerenc.\*)

So verschieden auch Kanäle und Eisenbahnen anfänglich scheinen mögen, wenn sie noch unvollkommen sind, und die einen zwar eine billige, aber langsame, die anderen eine rasche, aber theure Beförderung gewähren, so eignen sich doch beide, sobald sie erst zu gehöriger Vollendung und Ausdehnung gelangt sind, gleich gut zum Waarentransport. Jede wesentliche Verbesserung vermehrt die Geschwindigkeit auf den Wasserstraßen und vermindert die Fahrpreise der Eisenbahnen. So geschieht es, daß diese beiden Communicationsmittel, obgleich sie von entgegengesetzten Punkten ausgehen, endlich doch stets für den Waarentransport dieselben Dienste leisten. Eine Eisenbahn längs eines Kanales anlegen heißt also, den Transport, für den ein Weg hinreichend hätte, unter zwei Wege vertheilen, und den Ertrag zweier Unternehmungen, für welche gewaltige Kapitalien aufgewendet wurden, bloßstellen; oder, mit einem Worte, einen Theil des Staats-Reichtums absichtlich vernichten. Daraus folgt die Lehre: die Eisenbahnen müssen so viel als möglich abgefordert von den Wasserstraßen angelegt werden.

Diese Behauptung verstößt zu sehr gegen die hergebrachten und noch herrschenden Ansichten, als daß sie nicht allgemeinen Widerspruch erfahren sollte. Die Einen kämpfen dagegen mit Theorien, die um so entschiedener aufgestellt werden, je oberflächlichere Studien ihnen zu Grunde liegen; die Anderen bauen ihre Beweisführungen mit großer Geschicklichkeit auf einzelne Thatsachen, die ihres besonderen Charakters wegen eben die Ausnahmen von der Regel bilden.

Um aber unsere Behauptung umzusetzen, müßte für den einen oder den anderen dieser beiden Wege entweder eine materielle Unmöglichkeit oder eine Unmöglichkeit des Ertrages bewiesen werden. Aber keine der beiden Unmöglichkeiten ist vorhanden.

Die Schiffe können alle gewöhnliche Waaren aufnehmen und mit der Geschwindigkeit der Schnellfracht, oder nöthigenfalls der Post, befördern. Die Wagen der Eisenbahn eignen sich ebenfalls vortrefflich zum Transport umfangreicher Güter. In England befördern sie Kohlen, Erze, Baumwolle, Flach, Berg, Wolle, Bauholz; zwischen Beaucaire und Nîmes Bruchsteine; zwischen Linz und Smünd Brennholz. — Von diesem Gesichtspunkte aus giebt es also keinen gegründeten Einwand. Wie steht es mit dem Ertrage?

Die Erbauungskosten für einen Kanal betragen in Frankreich auf den Kilometer 250,000—300,000 Fr.; für eine Eisenbahn ebenfalls 300,000 Fr. Die Unterhaltung und Verwaltung eines guten Kanals erfordert für den Kilometer 2—3000 Fr., vorausgesetzt, daß der Kanal nicht durch Dampfmaschinen gespeist wird, wie das in England und Belgien häufig geschieht. Dieselben Ausgaben für eine Eisenbahn schwanken zwischen 4 und 6000 Fr. Von dieser Berechnung beider natürlich die kurzen Bahn- und Kanalstrecken in der Umgegend von Paris ausgeschlossen.

Der Transport auf den Kanälen kostet, unter den günstigsten Bedingungen und bei einer Schnelligkeit von 12—16 Kilometern auf den Tag, für die Tonne und den Kilometer 1½ Centimen; unter den gewöhnlichen Bedingungen 2 Centimen, und bei größerer Schnelligkeit 3—4 Centimen. Der Transport auf der Eisenbahn kostet, bei einer Geschwindigkeit von 16 Kilometern auf die Stunde, höchstens 1,27 Centimen.

Wenn wir also von den Transportkosten, die sich ungefähr ausgleichen, absehen und nur die Interessen des Anlage-Kapitals und die Unterhaltungskosten in Betracht ziehen, so müssen jährlich gedeckt werden: für den Kanal 15,000 Fr., für die Eisenbahn 20,000 Fr. Die Eisenbahn zieht aber ihre Einkünfte aus zwei Quellen, von den Personen und den Gütern, während der Kanal nur ausnahmsweise oder in sehr geringem Verhältniß auf Passagiere rechnen darf.

Die Personen geben auf den Eisenbahnen gewöhnlich die Hälfte oder zwei Drittel der Einnahme. Man müßte also eigentlich auf sie auch die Hälfte oder zwei Drittel der Kosten rechnen; aber wir wollen übertreiben und nur ein Viertel auf sie rechnen, und die anderen drei Viertel auf die Waaren schlagen. Mit hin ergeben sich sowohl für die Eisenbahnen als für die Kanäle

15,000 Franken. — Also giebt es weder eine Unmöglichkeit der Beförderung, noch eine Unmöglichkeit des Ertrages.

Diese Theorie wird von der Erfahrung in jedem Punkte bestätigt.

Frankreich ist unter den Stürmen der Revolution und dem Unglück des Kaiserreichs in seiner industriellen Entwicklung hinter England zurückgeblieben; mithin wird sich der Beweis aus der Erfahrung am besten am Beispiele Englands führen lassen. Hier zeigt sich nun, daß die Kanäle den gesammten, in ihren Bereich fallenden Waarenverkehr an sich gezogen haben, und zwar dadurch, daß der Transport auf denselben, bei gleicher Geschwindigkeit, bedeutend weniger kostet, als die Schnellfracht. So werden z. B. auf der 334 Kilometer langen Strecke von London nach Liverpool die Waaren in fünf Tagen befördert, und zwar für den halben Preis, als sie zur Achse kosten würden. So haben die Untersuchungen, welche angestellt wurden, als die Eisenbahnen eingerichtet wurden, ergeben, daß der Landtransport zwischen London und Birmingham nur 20,500 Tonnen betrug, und zwischen Manchester und Liverpool gar fast auf Null heruntergesunken war.

In Belgien hatten die Kanäle dieselben Erfolge. Gleichfalls aus den Untersuchungen zum Behufe der Eisenbahnen ergab sich, daß zwischen Antwerpen und Gent, wo der Waarenverkehr sich in Hunderttausenden von Tonnen bewegt, der Landweg nur während des Eisganges und bei starken Anschwellungen der Schelde, oder wenn die Waarensendungen sich eilig drängten, benutzt wurde, und jährlich nicht über 6000 Tonnen stieg. Zwischen Brüssel und Gent betrug der Landtransport nur 3000 Tonnen; zwischen Gent, Brügge und Ostende war er Null.

Eben so haben selbst in Frankreich die bedeutenden und gut verwalteten Kanäle den Landtransport in ihrer Nachbarschaft ganz oder doch größtentheils verdrängt. Seit sie die Beförderung der Kaufmannsgüter an sich gezogen haben, decken sie auch ihre Unterhaltungs- und Verwaltungskosten. Wollte man nun z. B. dem Kanal de Bourgogne seine Kaufmannsgüter, seinen Wein, sein Eisen, sein Getraide, mit einem Worte die einträglichsten Artikel entziehen, so würden seine Einkünfte, die sich im Jahre 1843 auf 1,208,024 Fr. beliefen, auf 397,140 Fr. herabsinken, da die Kaufmannsgüter in der That während des genannten Jahres einen Ertrag von 810,884 Franken abgeworfen haben.

Theorie und Praxis zeigen also einstimmig, daß die Wasserwege den gesammten Waarentransport an sich ziehen können und sollen. Nur unter dieser Bedingung sind sie ergiebig und dem Lande wahrhaft nützlich. Und dies Ziel muß angestrebt, dies Ergebnis erreicht werden, um die beträchtlichen vom Lande für diese Wasserwege bewilligten Ausgaben zu rechtfertigen.

Nur ist auch hier der Grundsatz nicht zu vergessen, daß die Herstellung eines vollkommenen Transportweges dem Staate nur dann wahrhaft nützlich ist, wenn die Summe der durch diesen Weg erreichten Ersparnisse die Summe der Opfer übersteigt, welche er kostet. Kostet also die Anlage eines Kanals 240,000 Franken auf den Kilometer, so wird sie nur gerechtfertigt, wenn sie einen Vertrieb von 100,000 Tonnen auf den Kilometer hervorruft. Denn zur Landfracht kostet die Tonne auf den Kilometer, nach Abzug der Versicherungs-, Verladungs- und ähnlichen Kosten, welche dem Wassertransport eben so wohl zur Last fallen als dem Landtransport, 16 Centimen; macht auf 100,000 Tonnen 16,000 Franken. Gerade eben so viel beträgt die Beförderung auf dem Kanale, nämlich: Interessen des Anlage-Kapitals 12,000 Franken; Unterhaltung und Verwaltung des Kanals 2000 Franken; Fretlohn, auf die Tonne und den Kilometer 2 Centimen, also 2000 Franken; Summa 16,000 Franken.

Wenn also der Verkehr unter 100,000 Tonnen bleibt, so ist die Landfracht billiger als die Wasserfracht, und der Schatz verliert durch die Anlage eines theuren Kanals mehr, als Produzenten und Konsumenten zusammen gewinnen. Denn wenn z. B. unter den angenommenen Bedingungen der Verkehr 50,000 Tonnen betrüge, so würde er auf der Achse 8000, auf dem Kanale 15,000 Franken kosten. In diesem Fall ist es mithin vortheilhafter, die Landfracht zu unterstützen als eine Wasserstraße zu öffnen. (Schluß folgt.)

### Algerien.

#### Die maurischen Nerzte in Algerien.

(Schluß.)

Opfer, die am Ufer gewisser Brunnen zur Ehre der diese glücklichen Gewässer besuchenden Gottheiten dargebracht werden, sind ein anderes in Algerien

\*) Der Verf. hatte früher im Auftrage der franz. Regierung die Eisenbahnen in England untersucht und hat darüber, so wie über diesen Stoff im Allgemeinen, schon Mehreres drucken lassen.

sehr gebräuchliches Heilmittel. Unter diesen gesegneten Quellen ist eine der berühmtesten die der Beni Menad, unweit Algier an der Meeresküste, eine halbe Stunde außerhalb des Thores Bab-el-Dued. Diese Quelle besigt die Kraft, die im nördlichen Afrika sehr häufigen Hautkrankheiten, die Quetschungen, Wunden und die meisten äußeren Verletzungen oder Krankheiten zu heilen.

Die wunderbare Eigenschaft dieser Gewässer wird der Gegenwart eines unsichtbaren Riesen zugeschrieben, welcher die Nacht hat, dem Opfer mehr oder weniger Werth zu geben. Der Brunnen besteht aus drei im Felsen ausgehauenen Wasserbecken, welche nach Nordwest gegen die bei stürmischer Witterung den Einbruch drohenden Meeresfluthen durch eine brusthohe Mauer geschützt sind. Er enthält ein sehr klares und reichliches Quellwasser, das ohne alle mineralische Bestandtheile und ohne Geschmack ist. Zu jeder Tagesstunde ist der Brunnen von einer Menge Kranker, Männer und Weiber (die Letzteren in der Mehrzahl), umlagert, welche den Titanen, gegen Darbringung ihrer Opfer, um Wiederherstellung ihrer Gesundheit ansehn.

Der dabei vorgeschriebene Religionsgebrauch ist folgender: der Opferbringende kniet neben einem der Wasserbecken nieder, schöpft Wasser in ein Gefäß und beginnt nun eine sorgfältige Abwaschung seiner Füße, Hände, so wie des kranken Theils; darauf zündet er eine Wachskerze an von ungefähr vier Zoll Höhe und der Stärke des kleinen Fingers und stellt sie auf den Rand des Brunnens neben ein glühendes Kohlenbecken, über welches er Weibrauch oder andere kostbare Wohlgerüche streut; zu gleicher Zeit hält er sein Gesicht oder den leidenden Theil über diese aromatische Gluth und empfängt so eine sacramentale Räucherung, die allein ihn reinigen darf. Nach dieser Ceremonie ergreift er eine Penne, fängt sie an zu schlachten, und sobald das arme Thier dem Verbluten nahe ist, läßt er es los. Bei den seinen Todeskampf begleitenden Zuckungen springt das Opfer in die Höhe, läuft in irgend einer zufälligen Richtung hin und stürzt zuweilen in das Meer. Nur in diesem Falle allein kann das Opfer als erhört betrachtet werden; in jedem anderen Fall muß der Kranke am folgenden Mittwoch, als an dem für diese Sühnopfer bestimmten Tage, die Ceremonie wiederholen.

Kaum hat die Penne das Meerwasser geschluckt, so wird sie herausgeschickt und bei dem Brunnen gerupft; darauf zieht sich der Opferer mit derselben und einer aus dem Brunnen gefüllten Flasche Wasser, das zu seinen weiteren Waschungen bestimmt ist, zurück. Vor kurzem noch hatten die bemitteltesten Kranken die Gewohnheit, den Körper des Opfers auf der Opferstelle liegen zu lassen; aber die Nachbarschaft eines Postens alter Krieger, welche, wie die Büchse, auf den Zeitpunkt lauerten, wo die Pilger sich zurückzogen und die geopfertem Fennen für sich in Anspruch nahmen, verleidete ihnen diese fromme Freigebigkeit gegen die den Brunnen bewohnende Gottheit. Was will auch überdies ein Geflügel für einen Riesen bedeuten? Die Reichen opfern allerdings Hammel; aber der Schutzgeist des Brunnens gewinnt dabei nichts. Auch rächt er sich gewöhnlich durch die Weigerung, die zu ihm ihre Zuflucht nehmenden Kranken zu heilen. Die Aermsten beschränken sich darauf, Eier zu opfern, welche sie in das Wasser des Brunnens tauchen und dann in das Meer werfen.

Außer ihrer Heilkraft soll die Quelle der Beni Menad auch eine andere nicht weniger bewundernswürdige Eigenschaft besigen, nämlich: den Frauen die verlorene Tugend wiederzugeben. Die Publerinnen aus Algier kommen häufig heraus, um hier ihre Opfer niederzulegen und von diesem geweihten Wasser zu schöpfen, das die Töchter Eva's von den Sünden befreit.

Die reinen und einfachen Wallfahrten zu gewissen verehrten Gräbern, denen man eine besondere Heilkraft zuschreibt, wie die von Sidi-Ferruch, Sidi-Abderchaman und von Surayah bei Budschia, stehen ebenfalls in sehr großem Ansehen. Im Allgemeinen aber sehen die Araber und Maurer in ihrem Fatalismus und in ihrer Sorglosigkeit alles sie treffende Unglück als eine Schickung der Vorsehung an, und überlassen es dieser allein, sie von demselben wieder zu befreien; mit anderen Worten, sie lassen die Natur walten, „die“, wie Montaigne sagt, „mit Zähnen und Klauen ausgestattet ist, um alle sie bedrohende Angriffe zu beüben und ihre eigene Schöpfung, deren Auflösung sie zurückhält, unverlezt zu erhalten.“

Auch muß wohl in der That die Natur ein sehr mächtiger Arzt seyn; denn trotz ihrer stolzen Sorglosigkeit und der stoischen Verachtung der Arzneien scheinen bei den Arabern oder Mauren die Krankheiten nicht häufiger und die Sterblichkeit nicht größer zu seyn als bei jedem anderen Volke. Doch ist ihnen die Anwendung einiger einfachen Mittel bekannt und besonders machen sie von den Blättern des Nachtschattens (*solanum nigrum*) und der Malve, deren Abkochung ihnen zum Abwaschen der Wunden dient, häufig Gebrauch. Bei der Kur der Wunden wenden die Mauren aromatische Kräuter an, die sie zu Pulver stoßen, mit Pfeffer und Salz bestreuen und in Branntwein aufweichen. Dieses seltsame Erweichungsmittel bringt eine Entzündung hervor, welche zuweilen die Heilung befördert. Es ist ein homöopathisches Heilverfahren. Oft aber wird das dadurch ohnedies schon entzündliche Fleisch dergestalt gereizt, daß der Brand hinzutritt und zugleich der Krankheit wie dem Kranken ein Ende macht.

Eben so beliebt ist bei den Algeriern der Gebrauch einer Latwerge, aus den Blättern des hachisch (europäischen Hanfes) bestehend, welchem, nachdem er klein gestoßen worden, ein Pulver aus Zimmt, Muskatnuß, Ingwer und anderen Gewürzen beigemischt wird. Diese Arznei, welche sie madjan nennen, nehmen sie bei der Abendmahlzeit ein und trinken zur Beförderung der Wirkung eine oder zwei Tassen Kaffee dazu. Seine Kraft als Heilmittel ist nicht genau ermittelt. So viel man weiß, erzeugt es eine vorübergehende, aber heftige, von krampfartigen Muskelbewegungen begleitete Aufregung, die zur Genüge die durchgreifende Wirkung desselben beweisen.

Dasjenige Heilmittel, zu welchem die Araber am liebsten ihre Zuflucht nehmen, ist der Aderlaß, der in ihren Augen als eine wahre Panacee gilt. Die Barbierer, die dafür ein Monopol besigen, bedienen sich zu dieser Operation öfter des Rasirmessers als der Lanzette. Sie legen zu diesem Zweck eine starke Binde um den Hals des Kranken, so daß die Gefäße im Gesicht anschwellen; dann führen sie mit leichter Hand und mit einer unglaublichen Schnelligkeit die Schneide des Messers längs der obersten Haut in der Gegend der Schläfe, so daß aus der solchergestalt getheilten Epidermis eine Menge Bluttröpfchen heraustreten. Der Operateur nimmt dann einen hölzernen Cylinder und rollt ihn über den aufgerichteten Theil, um eine schnellere und stärkere Blutentziehung zu bewirken.

Diese Schröpfungen wenden sie nicht nur an den Schläfen an, sondern auch an dem mittleren und hinteren Theil der Beine und in den Gelenken der Arme. Es sind wahre Schröpfköpfe, nur mit dem Unterschiede, daß das Eisen hier die Stelle des Feuers vertritt. Sie ersetzen bis zu einem gewissen Grade die eigentlichen Aderlässe, können aber weder die kräftige Wirkung, noch die schnelle Hülfe wie diese gewähren.

Um bei der Behandlung der Gehirnfeber den Vorschriften des Korans Folge zu leisten, wenden die Algerier eine Menge eben so erfunderischer Heilmittel an, von denen wir hier einige anführen wollen. So heilen sie den Ausfall mit Einreibungen von verkalktem, zu Asche gebranntem und in Weinessig aufgelöstem Rindshorn; — mit der Eintropfung von mit Butter gemischtem Rindsbiren in das leidende Ohr glauben sie die Taubheit zu heilen; — dem Aufstreichen der Galle von einer schwarzen Kuh auf den Rand der Augenslieder schreiben sie die Heilkraft der Augenübel zu (vielleicht haben sie das Rezept hierzu jenem Engel entwendet, welcher dem Vater des Tobias das Licht der Augen wiedergab); — die Kuhmilch ferner wenden sie als ein untrügliches Mittel gegen die Gelbsucht an; — endlich halten sie den Urin desselben Thieres bei Brustübeln für eines der heilkräftigsten Mittel. Das Efelshirn empfehlen sie zur gewöhnlichen Nahrung, um das Gedächtniß zu stärken, und das Horn seines Hufes, zu Asche gebrannt und, je nach den Umständen, mit Del oder Efelsmilch gemischt, heilt bald die fallende Sucht, bald den Kropf. Der Skorpion, zerstoßen und auf die Wunde gelegt, heilt seinen eigenen Stich; endlich wird der Zahn eines Löwen als Schutzmittel gegen Krankheiten im Allgemeinen und gegen Zahnschmerzen insbesondere betrachtet; seine Galle heilt das Kopfweh und sein Fleisch wird als Spezificum und Hauptmittel gegen Lähmung und Körperchwäche geschätzt.

Was die äußere Behandlung oder Chirurgie betrifft, so ist sie bei den Arabern eben nicht weiter vorgeschritten, als die eigentliche Medizin, oder um es recht zu sagen, ist sie erst noch im Entstehen begriffen. Auf den Schlachtfeldern besteht ihr Verband in dem Auflegen von wollenen Wulsten oder Bäuschchen auf die offene Wunde. Oft geschieht es zwar, daß die so verstopfte und gegen den Zutritt der Luft geschützte Wunde mit einer wunderbaren Schnelligkeit zuheilt; aber noch öfter tritt in Folge der Entzündung, welche ein solches Heilverfahren unfehlbar herbeiführen muß, der Brand hinzu. Die Wunden werden daher fast immer tödtlich, wenn sie auch anfangs von geringer Bedeutung waren. Zuweilen aber ersetzt bei den Arabern der Instinkt, was ihnen an Erfahrung und Einsicht abgeht. So, um ein gebrochenes Glied zu heilen, umgeben einige unter ihnen dasselbe mit einer Art von Bergkiffen (Groucade), das aus mit Eiweiß zusammengeklebten Kamelhaaren besteht und bei solchen so gefährlichen Wunden vortreffliche Dienste leistet. Auch kommen sie dem verletzten Gliede mit einem Bande von Schilfrohr zu Hülfe, das alle nur erwünschte Leichtigkeit und Elastizität besigt, und den beschädigten Theil vollkommen schützt, ohne ihn zu sehr zu pressen.

Anderer wenden bei der Kur der Brüche im Allgemeinen einen sehr festhaltenden, aus Kompressen und Binden bestehenden Verband an, dessen Erfindung vor kurzem eine Menge Chirurgen in der Akademie der Wissenschaften sich streitig machten. Diese Bandage wird in Wasser getaucht, in welches Mehl eingerührt ist, und erhält dadurch, sobald sie trocken wird, eine solche Festigkeit, daß alle einzelne Theile, aus denen sie besteht, fest zusammenhängen und ein Ganzes ausmachen. Zwar führt der Gebrauch derselben nur sehr selten eine gründliche Heilung herbei; die meisten Verwundeten und Verletzten bleiben nach der Kur verunstaltet; Einige behalten durch ihr ganzes Leben fistelartige Geschwüre, Andere werden das Opfer einer hinzutretenden Entzündung; sümreicher aber konnte dieser Verband oder Apparat, um uns des Kunstausdrucks zu bedienen, nicht erdacht werden, und es würde wahrscheinlich nur noch einiger Verbesserungen im Einzelnen bei der Zusammensetzung desselben bedürfen, um ganz befriedigende Resultate zu gewinnen.

Doktor Sedillot, Stabs-Chirurg der Armee, erzählt in seiner Relation de la campagne de Constantine, wie er, nach der Einnahme der Stadt beauftragt, einer Türkin, welcher ein Stück von einer Bombe den rechten Arm zerschmettert hatte, Hülfe zu leisten, seine chirurgische Arbeit schon zum größten Theil von einem arabischen Arzt verrichtet gefunden habe, welcher im Augenblick der Verwundung herbeigerufen worden war und seitdem die Stadt verlassen hatte. Diese Frau hatte den Arm in einem aus dreizehn Brettchen von Palmenholz bestehenden Bruchbande; diese Brettchen waren nur auf der einen Seite konvex und auf der glatten Seite mit einem Stück Hammelfell überzogen. Durch drei zwischen den Schienen des Verbandes angebrachte Deffnungen gingen eben so viele Riemen, welche den Verband um das gebrochene Glied zusammenziehen sollten unter Mitwirkung von drei wollenen Schnüren, versehen mit drei kleinen Rohrstäbchen, welche die Dienste von Drehnadeln verrichteten und den nöthigen Grad der Zusammenziehung möglich machten.

Die Amputationen sind noch weit davon entfernt, bei den Arabern denselben Grad der Vollkommenheit erlangt zu haben. Wenn die Entfernung des

gebrochenen Gliedes für unerlässlich erkannt wird, so geschieht die Operation, sofern jedoch der Leidende sich dazu verstehen will, mit einer barbarischen Einfachheit in der ganzen Bedeutung des Wortes.

Man läßt den Verwundeten niederliegen, dann legt man unter den zu amputirenden Arm oder das Bein eine hölzerne Balze oder einen Block, darauf nimmt der Operateur ein Beil oder ein Yataghan und haut das Glied mit einem einzigen Hiebe ab. Statt des Verbandes und um den Blutfluß zu hemmen, tauchen seine Gehälfen den verstümmelten Theil sogleich in ein mit siedendem Pech gefülltes Gefäß. Man kann sich die furchtbaren Schmerzen vorstellen, welche diese grausame Operation oder, richtiger gesagt, diese Marter dem Kranken verurlichen muß. Der Tod scheint bei solchem Verfahren unvermeidlich erfolgen zu müssen; und doch ist es wunderbarer Weise nicht ohne Beispiel geblieben, daß der Verwundete diese schreckliche Verstümmelung überlebt hat.

Uebrigens giebt es wenige Araber, die nicht einen gewissen Tod der zweifelhaften Aussicht auf Genesung und auf ein Leben, das sie nur mit dem Verlußt eines ihrer Glieder erkaufen können, bei weitem vorziehen; nicht, weil sie den Schmerz fürchten: im Gegentheil werden ihn wenig Menschen mit eben so ausdauerndem Stoizismus und dem Anschein nach vollkommener Unempfindlichkeit ertragen; aber sie scheuen den Zorn Gottes, der ihnen strenge Rechenschaft abfordern könnte, wenn sie ohne sein Geheiß über einen Theil dessen, was er geschaffen, verfügen wollten. Der Privat-Secretaire des Herrn von Bourmont, Merle, welcher während seiner Expedition mit ihm in Afrika gewesen ist, war zu Sidi-Ferruch Zeuge einer sehr charakteristischen Scene. Unter anderen verwundeten Muselmännern, die man vom Schlachtfelde aufnahm und in das unter den Zelten des französischen Lagers errichtete Feld-Lazareth trug, befand sich auch ein junger Araber aus der Umgegend von Algier, welchem eine geplagte Hautbiße das Bein zerschmettert hatte. Der Vater des jungen Mannes, der von dem Unfall gehört, begiebt sich, auf die Gefahr hin, getödtet zu werden, zu unseren Vorposten, erhält die erbetene Erlaubniß, seinen Sohn zu besuchen, und eilt nach Torre-Obiba an sein Lager. Nach einer rührenden Erkennungs-scene, bei welcher indeß nicht eine Thräne wahrzunehmen war, nicht eine Klage laut wurde, hebt der alte Beduine mit fester Hand die Decke ein wenig von dem Bette auf, auf welchem der junge Mann ruhte, und betrachtet ruhig die schreckliche Wunde seines Sohnes. Ein Dolmetscher giebt ihm zu verstehen, daß man den anderen Tag die Amputation versuchen müsse, als das einzige Mittel, dem Verwundeten das Leben zu retten. Bei diesen Worten zeigte sich auf dem Gesicht des alten Arabers ein lebhafter Unwille; er erhob die Arme gegen den Himmel und richtete an seinen Sohn eine leidenschaftliche Aufforderung, welche dieser mit vieler Hingebung und Achtbarkeit zu vernehmen schien. — „Ich verbiete dir“, sagte er zu ihm, „die vorgeschlagene Operation an dir vornehmen zu lassen, denn dies würde ein Verbrechen vor Gott seyn. Der Körper, den wir von ihm erhalten, ist eben so wenig unser Eigenthum, als das uns von ihm verliehene Leben, und wir dürfen über keines von beiden nach unserer Willkür schalten. Einen Theil von unserem Körper abhauen, heißt, ihn entheiligen, und davon können unsere Tage nicht abhängen, denn sie sind im voraus gezählt, und Allah hat den Menschen weder das Recht gegeben, sie abzukürzen, noch die Macht, ihre Zahl zu vermehren.“

Abgesehen von der Verschiedenheit der Gefühle, welche die beiden Antworten veranlaßten, ist es nicht mit anderen Worten das: „Qu'il mourût!“ des alten Corneilleschen Horaziers? Wie dem auch seyn mag, der junge Araber unterwarf sich dem väterlichen Gebot; er weigerte sich entschieden, die Amputation an sich vornehmen zu lassen, und erlag wenige Tage darauf dem in Folge der schweren Verwundung eingetretenen Brande.

Nach der denkwürdigen Schlacht von Sidsak lagen eine Menge verwundeter Araber auf dem Schlachtfelde. Nachdem die Militär-Chirurgen zuvor den verwundeten Franzosen ihre Pflege gewidmet hatten, suchten sie mit ihrer Kunst auch den feindlichen Verwundeten beizuspringen. Bei Einigen waren die Wunden oder Knochenbrüche so bedenklicher Art, daß sie die Amputation unabwendbar erheischten.

„Man wird dir den Arm oder das Bein abnehmen“, sagten unsere Chirurgen zu den Letzteren. — „Thut es“, antworteten sie, ohne eine Miene zu verziehen, indem sie dieselben wegen ihrer bei den vorhergehenden Verbänden mit Blut besiedelten Schürzen für Fenster ansahen.

Das Mißverständnis gewährend, ließ man es sich angelegen seyn, die armen Leidenden über ihren Irrthum aufzuklären.

„Behalte dein Bein, wenn du willst“, sagte man ihnen; „man schlägt dir die Abnahme desselben vor, nicht um dich zu martern, sondern um dich zu retten. — „In diesem Fall will ich es behalten.“ — „Aber wenn du dir es nicht abnehmen läßt, so mußt du morgen sterben.“ — „Es mag geschehen. Was in der Schrift steht, wird erfüllt werden. Wenn mir an meiner Wunde zu sterben bestimmt ist, so will ich wenigstens so sterben, wie mich Gott geschaffen hat.“

Alle, ohne Ausnahme, gaben dieselbe Antwort. Man achtete ihren Willen. Drei Viertel von ihnen unterlagen; aber bei Einigen gewann die Lebenskraft die Oberhand, und sie überlebten Wunden, die von Kunstverständigen für tödtlich erklärt worden waren und die für europäische Constitutionen es wahrscheinlich auch gewesen seyn würden.

Wenn die Krankheit und der Schmerz an dem unerschütterlichen Fatalismus des Arabers sich brechen, so findet der Tod ihn seinem religiösen Glauben eben so treu. So lange die Schmerzen und Qualen diesen eisernen Menschen noch nicht niedergeworfen haben, so lange fährt er fort, seinen Arbeiten und seinen Vergnügungen mit eben solcher Ruhe nachzugehen, als wenn er den

Keim seiner nahen Auflösung noch gar nicht in sich spürte. Wenn seine Kräfte ihn zu verlassen anfangen, so fällt er ausgestreckt auf den Boden hin, bezieht seine Seele dem Schuß des Propheten, und das Gesicht gegen Morgen gewendet, stößt er den letzten Seufzer aus, ohne seit dem Tage der beginnenden Krankheit ein einziges Mal seine Kleider verlassen zu haben. Keine aufzulegende Testaments-Bestimmung, keine zu erfüllende Religionspflicht beeinträchtigen in dieser letzten Stunde die Ruhe seines Todeskampfes. Am häufigsten stirbt er, ohne an den Tod zu denken, und der Marabut, dessen quacksalberische Heilmittel in der Regel den verhängnißvollen Augenblick beschleunigt haben, ordnet in seiner doppelten Eigenschaft als geistlicher und zeitlicher tebib auch sein Leichenbegängniß an.

## Polen.

### Anfänge der Buchdruckerkunst in Polen. \*)

Als im Jahre 1463 Mainz von Adolph von Nassau erobert wurde und die Gehälfen Hauß's und Scheffer's sich nach allen Seiten hin zerstreuten, gelangte Günther Jainer aus Reutlingen im Jahre 1463 nach Krakau, wahrscheinlich durch die damals blühende Akademie dahin gelockt, und druckte hier um das J. 1463 die „Explanatio in Psalterium“ des Kardinals Joannes de Turrecremata ab, das erste Buch, welches in Polen erschien. Daß der am Ende dieses Werkes durch „Cracis“ bezeichnete Druckort nichts Anderes als Krakau bedeutet, darüber kann wohl jetzt kein Streit mehr obwalten; es dürfte auch der Umstand dafür sprechen, daß das Werk am häufigsten in Polen angetroffen worden ist.

Nachdem Jainer in Krakau noch einen Abdruck der Schriften des Augustinus veranlaßt hatte, begab er sich mit seiner Druderei nach Augsburg, wo er von 1468 bis 1478 sich einen großen Ruf erwarb.

Nach Jainer erschien in Krakau Swientopelk oder Swayboldus Ziol und druckte hier im Jahre 1490 die ersten slawischen Schriften. Er scheint, wengleich er einer deutschen Familie, die aus Franken stammte, angehörte, in Lublin geboren zu seyn, und hier haben ihn vielleicht seine näheren Verbindungen mit den Rusniaken zu dem Entschlusse geführt, die Buchdruckerkunst, die er in Deutschland auf seiner Wanderschaft — er war eigentlich ein „Seydenhaster“ — kennen gelernt hatte, auch auf die Schriften in der russischen Kirchensprache auszudehnen. Die zuerst von ihm gedruckten Werke sind der Osmioglosnik und der Czasoslowiec. Die russischen Lettern schnitt Rudolph Borsdorf aus Braunschweig, der zuvor das ihm von Ziol mitgetheilte Geheimniß getreulich zu bewahren versprochen mußte.

Ziol blieb seiner Kunst wegen nicht ohne Anfechtungen. Am 21. November 1491 mußte er vor dem Bischof von Krakau erscheinen und zwei angefehene Bürger von Krakau als Bürgen stellen, daß er sich aus Krakau vor Abschluß einer über ihn verhängten Untersuchung nicht entfernen werde. Später mußte er einen aufrichtigen Eid über seine Rechtgläubigkeit ablegen. Wahrscheinlich war er mit einigen in der Fremde aufgefaßten hussitischen Ansichten unvorsichtiger Weise hervorgetreten. Nicht unwahrscheinlich ist es aber auch, daß die Eiferer für die katholische Lehre das Drucken von slawischen Büchern überhaupt verhindern wollten, denn damals erregte Alles, was in der Muttersprache über die Religion geschrieben wurde, wegen der mit Mühe unterdrückten hussitischen Wirren, Mißtrauen und Furcht.

Diese Angelegenheit, obgleich sie einen günstigen Ausgang für Ziol genommen hätte, vertrieb ihn doch aus Krakau. Er begab sich nach Ungarn, wo er seine Kunst ungehindert ausüben zu können hoffte. Er wohnte 1511 in Lewtza und starb daselbst 1525, was sich aus dem Krakauer Stadt-Archiv unzweifelhaft ergibt.

Es scheint, daß Ziol außer den beiden erwähnten und heute sehr seltenen Werken — sie sind nur in Moskau, Breslau und Munkatsch in Ungarn zu finden — kein slawisches noch auch lateinisches Werk weiter abgedruckt hat.

Während einzelne auf Polen Bezug habende Schriften, z. B. die Statuten des Königs Kasimir Jagiello, in Leipzig erschienen und einige Polen als Drucker im Auslande sich einen Namen erwarben, wie Wladyslaw und Stanislaw in Spanien und Adam der Pole in Neapel, fehlte es in Polen selbst noch an einer stehenden Druderei. Eine solche legte zuerst Johann Haller, ein reicher Weinhändler und Kaufmann, in Krakau an, welcher am Ende des 15ten Jahrhunderts auch eine eigene Buchhandlung eröffnete. Er hatte schon vorher, in den Jahren 1494 und 1495, bei George Stuchs in Nürnberg zwei Krakauer Missalen mit Bewilligung des Kardinals Friedrich Jagiello drucken lassen; auch druckten im Jahre 1500 Wolfgang Sieckel in Leipzig und Kaspar Pochfeder in Meß für ihn mehrere Bücher ab. Zwar zog Haller den Letzteren im Jahre 1503 nach Krakau, wo derselbe zuerst die Briefe des Plinius, dann auch andere Schriften abdruckte; doch erst nach dessen baldiger Rückkehr nach Meß, um 1505, legte Haller eine eigene Druderei in Krakau an. Da er von Profession kein Drucker war, so hielt er sich fortwährend einen kundigen Vorsteher seiner Anstalt; auch beschäftigte er andere Druckereien mit den von ihm herausgegebenen Werken, und wußte, nachdem er mannigfache Privilegien von den Königen und Bischöfen erlangt hatte, alle Krakauer Buchhandlungen in einer gewissen Unterwürfigkeit zu erhalten. Im Jahre 1508 wurde er Stadtrath, im Jahre 1512 einer der acht lebenslänglichen Präskonten der Stadt, bei welcher Gelegenheit er eine Mark Goldes dem städtischen Schatze schenkte; seitdem hieß er Dominus. Er besaß

\*) Nach der Literaturgeschichte Polens von Witzniewski.

auch eine Papiermühle. Er starb 1323, doch erschienen auch nach seinem Tode bis 1328 mehrere Werke aus seiner Offizin unter seinem und seiner Witwe Namen.

Die im Verlage von Haller in Krakau oder im Auslande gedruckten Werke sind gewöhnlich durch einen Holzschnitt, der die Wappen von Polen, Litthauen und der Stadt Krakau darstellt, versehen. Obgleich Haller seine Drucke sehr lobt, so gehören sie doch nur zu den mittelmäßigen und sind sehr inkorrekt. Haller hatte mehr seinen Vortheil als den der Literatur im Auge; die Lobspprüche, mit welchen ihn die damaligen Gelehrten überschütteten, haben wohl größtentheils darin ihren Grund, daß der „humanissimus vir et fautor“ ihnen eine Kleinigkeit für ihre Manuskripte zahlte. Polnische und slawische Bücher aus seiner Offizin, deren Starowoldski erwähnt, sind bis jetzt nicht aufgefunden worden.

So wurden in Polen in den ersten fünfzig Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst polnische Bücher gar nicht gedruckt. Da nur Werke religiösen Inhalts damals ans Licht traten, so fürchtete die Geistlichkeit, durch den Religionskrieg im nachbarlichen Böhmen gewarnt, daß durch die neu aufgekommene Kunst die hussitischen Lehren in Polen verbreitet und die theologischen Streitigkeiten, wenn Jedermann die heilige Schrift und deren Erläuterungen in der Muttersprache lesen könnte, und die kirchlichen Kontroversen aus dem Bereiche der Kirche und Akademie herausgetreten würden. Daher findet man anfangs nur einzelne polnische Bruchstücke eingestreut in lateinische Werke. Das erste selbstständige polnische Buch war eine nach dem Deutschen veranfaltete und von dem bekannten Drucker Hieronymus Victor in Krakau 1521 herausgegebene Uebersetzung der Gespräche des Königs Salomo mit Marchoff. Bandke's Ansicht, als sey eine Lebensbeschreibung Christi das erste polnisch gedruckte Buch, ist jetzt hinlänglich widerlegt.

### Mannigfaltiges.

— Eröffnung der ersten deutschen Gewerbe-Ausstellung. Am 13. August ist in Berlin die erste deutsche Gewerbe-Ausstellung eröffnet worden. Es geschah zufällig am Geburtstag Napoleon's, der durch sein gewaltames, unter dem Namen Kontinental-System bekanntes Verfahren gegen England einen indirekten Antheil an der größeren Ausbreitung der deutschen Industrie hatte, so daß der 13. August auch für letztere eine gewisse Bedeutung hat. Einst wurde dieser Tag fast in ganz Europa gefeiert; möge er diesmal für Deutschland von nachhaltigerer tiefer Bedeutung seyn! Erwägt man, daß zur ersten französischen Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1798 nur 110 Fabrikanten Arbeiten geliefert hatten, und daß erst im Jahre 1839 die Zahl der Ersteren auf mehr als 3000 gewachsen war, so wird man es gewiß als ein vielverheißendes Resultat ansehen, daß schon die erste deutsche Gewerbe-Ausstellung von nahe an dreitausend Industriellen besichtigt worden. Preußen hat dazu freilich das Meiste geliefert, aber auch die übrigen und selbst die zum Zollverein nicht gehörenden deutschen Staaten sind nicht zurückgeblieben. In dem Katalog, so weit er bis jetzt gedruckt ist, sind 1913 Ausstellende (Exposans) aufgeführt, und mehr als Tausend haben nachträglich ihre Arbeiten eingefandt, die zum Theil noch gar nicht aufgestellt und daher auch noch nicht katalogisirt sind. Es ist zu bewundern, wie die Ausstellungs-Kommission mit ihren acht Abtheilungen in den wenigen Monaten, die ihr zur Vorbereitung und Einrichtung des Ganzen gegeben waren, dasselbe auch nur in seiner jetzigen noch nicht vollendeten Gestalt hat herstellen können. Wer die letzte Gewerbe-Ausstellung in Paris gesehen, versichert, daß die diesige, obwohl ihr natürlich an Großartigkeit nachstehend, doch ihr an gefälliger Form und geschmackvoller Aufstellung nichts nachgiebt, wenn sie dieselbe an Einheit des Planes nicht noch übertrifft. Herr Hilll ist in diesen Stücken ein echter, nicht leicht zu übertreffender Künstler, doch sind ihm dabei freilich die herrlichen architektonischen Räume des Zeughauses, dieses Meisterwerkes des alten Sphäler, sehr zu Statten gekommen.

Legen wir den Katalog, so weit er bis jetzt gedruckt, bei einer vorläufigen Betrachtung der angelegten Gegenstände zum Grunde, so finden wir, daß von den 1913 verzeichneten Ausstellern 1313 dem Königreich Preußen (wobei 316 aus Berlin) 116 dem Königreich Bayern, 103 dem Königreich Württemberg, 8 dem Großherzogthum Baden, 77 dem Königreich Sachsen, 29 dem thüringischen Staatenvereine, 11 dem Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, 14 dem Herzogthum Braunschweig, 10 den anhaltischen Herzogthümern, 48 dem Kurfürstenthum Hessen, 7 dem Großherzogthum Hessen, 8 dem Herzogthum Nassau, 7 der freien Stadt Frankfurt, 7 dem Fürstenthum Lippe-Deimold und 2 dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld angehören, so daß hier aus dem Zollverein im Ganzen 1762 Ausstellende aufgeführt sind. Von den nicht zum Vereine gehörenden Staaten zählen in diesem ersten Theile des Katalogs Oesterreich 42 (worunter 19 in Wien), Hannover 23, Oldenburg 5, Lippe-Schaumburg 1, Mecklenburg 21 und die Hansestädte 37 (worunter Hamburg allein 46) Beitragende. Man kann wohl annehmen, daß auch die noch nicht katalogisirten tausend Aussteller in gleichem Verhältnisse auf die verschiedenen deutschen Staaten vertheilt seyn, oder auch von einigen Seiten, wie z. B. in Baden, das bisher noch nicht richtige Verhältniß zu den anderen deutschen Staaten herstellen werden.

Viele Aussteller, namentlich die aus Berlin, haben eine sehr große Anzahl

verschiedenartiger Gegenstände und manche an 100 bis 200 Nummern geliefert, so daß nach einem mäßigen Anschlage über 30,000 Arbeiten ausgestellt seyn mögen. Die vier Hauptzweige der Fabrication, nämlich die Gewebe von Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide, finden sich auf die würdigste und vollständigste Weise vertreten. Am augenfälligsten und glänzendsten zeichnen sich die Seidenwaaren aus, aber auch das bescheidene Leinen hat wahrhafte Meisterstücke aufzuweisen, z. B. Leinwand, deren Fäden so fein, daß sie kaum durch eine Lupe zu unterscheiden sind. In der Tuch-Manufaktur dürften wohl die Rheinlande und im Zeugdruck die Berliner den Sieg davontragen. Unter den ausgelegten Stahlwaaren haben wir zwei Damascener-Klingen bemerkt, von denen die eine 100 und die andere 200 Fndor. kostet. Der alte Blücher, dessen eberne Gestalt mitten unter den tausend Reichthümern des deutschen Gewerbefleises steht, wird sich über den Fortschritt unserer Waffen-fabrication gewiß freuen, doch wir freuen uns noch mehr, daß der Frieden diese schönen Dinge fast nur für den Export auffertigt, während er unserem kunstfleißigen Gelegenheit giebt, unzählige Gegenstände des Luxus, die wir sonst aus Paris bezogen, selber und wohlfeiler als das Ausland zu liefern. Die Krieger- und Ruhmes-Halle Friedrich's II. ist zur Friedens- und Ruhmes-Halle Friedrich Wilhelm's IV. geworden; ihre ursprüngliche Bestimmung war schön, aber schöner und glänzender noch waren die vielen tausend freudigen Gesichter anzuschauen, die gleich am ersten Tage der eröffneten Ausstellung an den Schöpfungen eines dreißigjährigen Friedens sich erfreuten.

— Joseph Bonaparte und seine Familie. Der ältere Bruder Napoleon's, Joseph Bonaparte, der von des Kaisers Gnaden zuerst König von Neapel war und dann auf den Thron von Spanien und der beiden Indien befördert wurde, ist zu Florenz im 77. Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Joseph Bonaparte, der in Pisa die Rechte studirt hatte und bis zum Jahre 1793 Advokat in Korfu war, mußte zwar auf Befehl seines Bruders eben so wie das Scepter auch den Feldherrnstab in die Hand nehmen, aber mit dem einen wie mit dem anderen war er stets ein bloßes Werkzeug Napoleon's, dessen Generale ihn beherrschten, und ein wahrer Schattenkönig. Im Jahre 1815 ging er nach Nord-Amerika, wo er die Niederlassung Aigleville (Adlerstadt) am Mobile gründete und unter dem Namen Graf v. Surville, welchen er auch bis an sein Lebensende behielt, bei New-York lebte. Nach der Juli-Revolution kehrte er (1832) nach Europa zurück, und zwar hielt er sich einige Jahre in London auf, ging dann aber nach Florenz, wo seine Brüder Ludwig, der ehemalige König von Holland, und Hieronymus, der ehemalige König von Westfalen, lebten und wohin auch sehr häufig Lucian von Rom und von Canino kam. Joseph hatte in den Vereinigten Staaten wieder die republikanischen Grundsätze angenommen, denen er in seiner Jugend gelobt: Lucian dagegen, obwohl in seiner Jugend ein viel heftigerer Demagog — er wirkte unter Anderem als Mitglied des Revolutions-Ausschusses zu St. Maximin, war kurz vor dem 18. Brumaire Präsident des Rathes der 500, vermählte sich gegen den Willen seines allmächtigen Bruders mit einer einfachen Bürgerfrau und schlug standhaft jeden Thron aus — Lucian war in Rom von so vielen aristokratischen Leuten umgeben, daß er allmählig auch deren Ansichten adoptirt hatte. Es soll ein eigenhümliches Interesse gewährt haben, die beiden alt gewordenen Brüder in Florenz über politische Angelegenheiten sprechen zu hören; meistens suchte es jedoch Lucian zu vermeiden, das Gespräch auf die unterscheidenden Momente der Monarchie und der Republik zu bringen. Sehr oft hörte man, wenn Joseph erzählte, ihn sich des Ausdrucks bedienen: „Quand j'étais roi d'Espagne“; es klang dies aber stets so anspruchslos und so naiv, wie wenn Jemand von irgend einem jugendlichen Ereignisse spricht, bei dem eben nichts weiter als seine Unerfahrenheit eine Rolle gespielt hat. Der Graf von Surville hinterläßt ein Vermögen von mehreren Millionen, das seiner einzigen Tochter, der Gemahlin des jetzigen Fürsten von Canino, Karl Lucian Bonaparte, zufällt. Lucina, Fürstin von Canino, ist eine ungemein gebildete Frau. Sie hat ihren Gatten bei seinen naturhistorischen Arbeiten unterstützt und ist zugleich eine gründliche Kennerin der deutschen Sprache, wie sie denn auch mehrere Dichtungen Schiller's poetisch übersezt hat. Eine zweite Tochter Joseph's, die mit dem verstorbenen ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's vermählt war und die sich als ausübende Künstlerin, so wie als Beschützerin der Kunst, auszeichnete, ist vor drei Jahren auf ihrer ländlichen Besitzung im Toskanischen, wie es heißt, von einem polnischen Flüchtling, ermordet worden. Unter den zahlreichen Verwandten Napoleon's, die jetzt noch leben, scheint nur der in Hamm eingesperrte Prinz Napoleon Ludwig die Herrschaft, nicht aber auch den Geist seines Oheims geerbt zu haben. Diesem Neffen noch am ähnlichsten ist eine Nichte des Kaisers, die Gräfin Camerata, eine Tochter der Fürstin Elisa Bacciochi, die in Ancona lebt und einen überaus energischen männlichen Charakter hat. Man hörte sie oft bedauern, daß sie kein Mann sey, da sie sich sonst des Napoleonischen Blutes würdig zeigen würde. Im J. 1830, unmittelbar nach der Juli-Revolution, die, wie sie glaubte, ihrer Familie wieder auf den Thron helfen würde, war sie heimlich nach Wien gereist, um den Herzog von Reichstadt zu entführen und ihn nach Paris zu bringen. Sie hatte die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen gewußt und war bis in die Nähe des jungen Fürsten gedrungen, der jedoch auf den Plan der Gräfin nicht einging. Wahrscheinlich ist es, daß letztere auch die beiden nachmaligen tolen Unternehmungen ihres Vaters Napoleon Ludwig mit ihrem Vermögen unterstützt hat.